

Joachim Kahl

Goethes „Legende“ vom Hufeisen – ein Lehrgedicht über das Erkennen und Ergreifen des Niedrigen und Zufälligen, das am Wegesrand liegt

Legende vom Hufeisen

Johann Wolfgang von Goethe

Als noch, verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erden ging
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt er sich gar über die Maßen,
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heiligen Munde hören;
Besonders durch Gleichnis und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert er in Geistes Ruh
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß',
Das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu Sankt Peter drauf:
,Heb doch einmal das Eisen auf!'
Sankt Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte soeben im Gehen geträumt,
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohlgefällt:
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren so seine liebsten Gedanken.

Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müssen Kron und Zepter sein;
Aber wie sollt er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
Und tut, als hätte er's nicht gehört.

Der Herr, nach seiner Langmut, drauf
Hebt selber das Hufeisen auf
Und tut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Tür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Ärmel aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Tor hinaus,
Durch Wies und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne schien, die Hitz war groß,
So daß man viel an solcher Stätt
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sankt Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldener Apfel wär;
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.

Der Herr, nach einem kleinen Raum,
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wonach Sankt Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
"Tätst du zur rechten Zeit dich regen,
Hättst du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Dinge wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht."

Goethes volkstümliche Ballade – gedichtet im berühmten „Balladenjahr“ 1797 - veranschaulicht ein Leitmotiv humanistischer Lebenskunst und Weltweisheit: Achte auf das Geringe, Unscheinbare, Zufällige! Erkenne seine verborgenen Möglichkeiten, und integriere sie produktiv in dein Leben.

Goethes „Legende“ vermittelt also eine ausgesprochen weltlich-diesseitige Botschaft. Im erzählten Ereignisablauf geht alles mit natürlichen Dingen zu. „Unser Herr“, dessen Name auffälliger Weise im ganzen Gedicht ungenannt bleibt, verwandelt nicht Wasser in Wein, wie es der wundertätige Jesus auf der Hochzeit zu Kana tat. Er verwandelt ein Hufeisen in Kirschen, und zwar unter Beachtung einfacher Marktgesetze. Er verkauft das Hufeisen an einen Schmied, und erwirbt für das erhaltene Geld Kirschen.

Die humorvolle Empfehlung vorausschauender Lebensklugheit verbindet sich im Gedicht mit einer kritischen Distanz gegenüber der christlichen Religion. Beide Elemente ausgerechnet in einer „Legende“ zur Geltung zu bringen, die um „unseren Herrn“ und „Sankt Peter“ herum gesponnen ist, zeugt von Goethes künstlerischer Souveränität. Prägt er doch eine traditionell religiöse Literaturgattung inhaltlich um und formt aus dem neutestamentlichen Welterlöser einen heidnischen Weisheitslehrer mit stoisch-epikureischen Zügen. Um diesen Vorgang und damit den ideellen Gehalt der Ballade in der Tiefe zu erfassen, ist es sinnvoll sich klarzumachen, dass Goethe sich seit 1782 als „dezidierter Nichtchrist“ verstand, wie er wörtlich in einem Brief an seinen Freund, den protestantischen Pfarrer Johann Caspar Lavater schrieb. (Hamburger Ausgabe, Briefe, Bd. 1, 402)

Seit seiner Jugend war Goethe ein Anhänger der Philosophie des Freidenkers Benedikt Spinozas, der einen außerweltlichen persönlichen Schöpfergott verwarf und Gott und Natur gleichsetzte. Dieser kirchenferne Pantheismus spricht sich bereits atmosphärisch in der Einleitungsstrophe des Gedichtes aus. Dort wird ausgeführt, dass „unser Herr“ am liebsten unter freiem Himmel spreche. Denn der göttliche Geist, so wird damit angedeutet, lässt sich nicht in dem menschengemachtem Mauerwerk

eines sogenannten Gotteshauses einfangen, sondern offenbart sich überall, namentlich in der freien Natur, deren innerste Substanz er ist.

Vergegenwärtigen wir uns rasch den äußeren Handlungsablauf, den Goethe in vier Strophen erzählt. Wie es der Legende als einer Sonderform der Ballade geziemt, geschieht nichts Lautes, nichts Aufregendes, nichts Dramatisches. Eine stille, geruhsame, bedächtige Handlung wird erzählt, eine beschauliche Stimmung wird erzeugt. Eines schönen, sonnigen Tages wandert „unser Herr“ mit seiner Jüngerschar einem Landstädtchen zu. Da fällt sein Blick auf ein zerbrochenes Hufeisen am Wegesrand. Er fordert „Sankt Peter“ auf, es aufzuheben. Dieser aber ist so versunken in seine Träume von zukünftiger Weltherrschaft, dass er sich taub stellt. Daraufhin hebt „unser Herr“ selbst das Eisen auf und geht damit, sobald sie die Ortschaft erreicht haben, zielstrebig zu einem Schmied, der ihm dafür drei Pfennige gibt. Für dieses Geld kauft er sodann auf dem Markt Kirschen. Nachdem sie die Stadt wieder verlassen haben und die Sonne den Wandernden quälenden Durst bereitet, lässt „unser Herr“ eine Kirsche fallen. „Sankt Peter“ hebt sie auf und verzehrt sie begierig. So geschieht es einige Male und immer wieder beugt er seinen Rücken. Schließlich meint „der Herr“ mit sanftem Spott zu „Sankt Peter“, das habe er bequemer haben können, wenn er nur rechtzeitig das Notwendige erkannt und getan hätte.

Der geistige Gehalt des Gedichts haftet am Beziehungsdreieck zwischen „unserem Herrn“, „Sankt Peter“ und dem anonymen Schmied. In ihrer Mitte verwandelt sich ein unscheinbares halbes Hufeisen in durstlöschende Kirschen. Einem unspektakulären Vorgang in der vorindustriellen Welt des Altertums gewinnt Goethes Dichtkunst Einsichten von überzeitlicher Bedeutung ab.

Betrachten wir die handelnden Personen etwas genauer. Die inspirierende Schlüsselgestalt ist fraglos „unser Herr“, aus dessen „heiligem Mund“ die „höchsten Lehren“ zu vernehmen sind. Wovon handeln diese „höchsten Lehren“? Sie handeln von geringen Dingen – von einem halben Hufeisen. Und der „heilige Mund“ appelliert nicht asketisch an die Bedürfnislosigkeit des Petrus, sondern - ausgesprochen epikureisch - an dessen Bequemlichkeit: „hättst du's bequemer haben mögen“. Diesem „unseren Herrn“ fehlt nahezu alles, was die neutestamentliche Christusgestalt auszeichnet. Kein Wort von Gott, von Gottes Reich, von Gottes Gnade, von Gottes Zorn. Kein Ruf zur Buße, kein Ruf zum Glauben. Keine Ankündigung eines bevorstehendes Weltendes und Weltgerichtes.

Goethe skizziert keinen Heilsprediger, keinen Apokalyptiker, keinen Dämonenbändiger, keinen gottesandten Heiland, der einen Opfertod als Lösegeld für viele stirbt. Goethe skizziert einen heidnisch-antiken Weisheitslehrer mit deutlichen Akzenten stoisch-epikureischer Lebenskunst.

1. „Unser Herr“ verkörpert die Gelassenheit. Er „schlendert“ dem Städtchen zu, und zwar in „Geistesruh“. Mit Petrus zeigt er „Langmut“ und bewahrt die Kirschen „ruhig“ in seinem Ärmel auf.“
2. Er formuliert seine Lehre, das abschließende Balladenurteil, „mit Heiterkeit“. Heiterkeit ist ein Begriff, der allen vier Evangelien fremd, wohl aber in der Poetik des Horaz beheimatet ist. Dieser römische Dichter hatte gefordert, die Wahrheit lachend zu sagen: *ridendo dicere verum*.
3. Ebenfalls von Horaz stammt der klassische Ratschlag, die Gunst der Stunde, die Chance des Augenblicks, zu erkennen und rechtzeitig zu handeln: *carpe diem, carpe horam*. In dieses Erfassen des rechten Augenblicks ist eingebettet die Erkenntnis des Zufälligen. Das Hufeisen hätte auch ganz woanders liegen oder im Staub verborgen sein können. Epikur, der Lehrer

des Horaz, und Goethe kannten beide den entscheidenden Stellenwert des Zufalls, formuliert in der Atomenlehre einerseits, in den „Urworten. Orphisch“ andererseits.

Der letzte, bereits erwähnte epikureische Zug, den Goethe „unserem Herrn“ beilegt, ist das Lob der Bequemlichkeit. Das Achten des Geringen ist nicht das Verachten des Angenehmen. Freilich wird die Bequemlichkeit nicht als Wert an sich gepriesen, sondern es wird unnötige, überflüssige Arbeit getadelt. Das mehrfache Bücken des Petrus hätte bei vorausschauender Klugheit durchaus vermieden werden können.

So fehlt diesem wandernden Weisheitslehrer, den Goethe mit der traditionellen christlichen Bezeichnung „unser Herr“ belegt, alles herrscherliche Gepränge. Er verschmäht Palast und Tempel und hält Hof auf der Straße. Bereits in der ersten Zeile wird gesagt, sein Auftreten sei unauffällig, ja „sehr gering“ gewesen. Den Herrschaftsgelüsten des Petrus erteilt er eine drastische Abfuhr, indem er ihn viele Male seinen Rücken beugen lässt.

„Sankt Peter“, die zweite Hauptfigur der Legende, ist der unterlegene Gegenspieler „unseres Herrn“. Sein Verhalten belegt die Richtigkeit der Bemerkung in der ersten Strophe, dass die Jünger „sehr selten sein Wort verstanden“. In der Tat: sein Tagtraum vom „Regiment der Welt“, mit dem er sich in die Machtfülle eines Stellvertreter Gottes auf Erden hineinphantasiert, hat nichts gemein mit der herrschaftskritischen Selbstbescheidung seines Lehrers.

Petrus wird nicht als individueller Charakter gezeichnet, sondern als doppeltes Urbild einer menschlichen Fehlhaltung. Petrus steht für die römisch-katholische Papstkirche, deren Selbstgefälligkeit dem Dichter spätestens seit seiner Italienreise widerwärtig war. Und Petrus steht als Urbild für einen natürlichen Impuls in jedem Menschen, sich Herrschaftsbefugnisse anzumaßen. Träumt er doch nur, „was einem jeden wohlgefällt“.

So sehr sich die Träume des Petrus in späteren Jahrhunderten auch erfüllten – die Kirchengeschichte erschien Goethe deshalb als „Mischmasch von Irrtum und Gewalt“ (Hamburger Ausgabe, Band 1, 334) –, hier im Gedicht bezeugen sie seine Weltfremdheit. Denn sie vereiteln, dass er erkennt und ergreift, was unmittelbar vor ihm liegt. Er baut Luftschlösser und verfehlt das Hier und Jetzt des gelebten Augenblicks. Über Altmetall in Gestalt eines Hufeisens dünkt er sich erhaben. Er strebt nach Edelmetall in der Art von Krone und Zepter. Und die Kirschen verwandeln sich in der Phantasie sogleich in die goldenen Äpfel der Hesperiden.

Nicht dass er sich seiner Phantasie hingibt, ist zu tadeln. Zu tadeln ist, dass er sie zur Flucht aus der staubigen Wirklichkeit einsetzt, statt sich vorzustellen, was alles Nützliches aus einem halben Hufeisen hätte werden können. Er entflieht in eine Traumwelt, die „keine Schranken“ kennt, während Lebenskunst heißt: Wirklichkeit und Phantasie produktiv miteinander zu verbinden.

Was dies bedeutet, demonstriert sodann „unser Herr“. Sein Handeln ist das Hauptexempel, von dem die Legende erzählt. Nicht dass er das Hufeisen in sich selbst für glücksbringend hielte. Diesen verbreiteten Volksaberglauben an eine glücksbringende und schadensabwehrende Fähigkeit von Hufeisen teilt unser aufgeklärter Weisheitslehrer nicht. Ohne zu zögern, macht er das Hufeisen zum ökonomischen Tauschobjekt und verkauft es. Wo verkauft er es? Natürlich bei einem Schmied, der es professionell verwenden kann. Diese vordergründige Handlungsebene lebt in ihrem Bedeutungsgehalt nicht unwesentlich von dem gefühlsmäßigen Beiklang, der Konnotation, die mit dem Beruf des Schmiedes bis auf den heutigen Tag verbunden ist. Und auch das Hufeisen bewahrt diese Konnotation, obwohl es zum Handelsobjekt entzaubert wurde.

Der Schmied ist die Urgestalt des menschlichen Handwerkers, als Eisenbearbeiter Inbegriff praktischer menschlicher Tätigkeit. Eben deshalb konnte das internationale Sprichwort entstehen, jeder sei seines Glückes Schmied. In der Tat: kein Glück ohne eigene produktive Tätigkeit. Und doch zeigt das Finden und Aufheben des Hufeisens, dass dies nur die halbe Wahrheit ist. Menschliches Glück enthält wesentlich auch ein unverfügbares, zufälliges, kontingentes Element.

Zur Lebenskunst, die Goethes Legende vermittelt, gehört zweierlei: Weisheit und Klugheit. Die Weisheit, das Unscheinbare am Wegesrand zu entdecken und zu ergreifen. Die Klugheit, das zerbrochene Hufeisen in Geld und diese in Kirschen zu verwandeln.

Drei Pfennig erhält „unser Herr“ für das Hufeisen. Die Ballade gibt damit zu verstehen: Wer mit dem Pfennig rechnet, muss noch kein Pfennigfuchser sein. Wer überhaupt rechnet, offenbart damit noch keine Krämerseele, sondern ein Wissen davon, dass alles seinen Preis hat. Der kluge Umgang mit Geld hat seinen festen Ort in einer Lebenskunst, die mit Lebenstüchtigkeit gepaart ist.

Die Legende vom Hufeisen ist ein herzerfrischendes Kabinettstückchen Goethe'scher Poesie. Als eine exemplarische Ideenballade der klassischen Zeit gestaltet sie Kernmotive eines Humanitätsideals, das uns auch heute noch beflügeln kann. Dank seiner schlichten Erzählweise – eine Ballade ist ein Erzählgedicht – im volkstümlichen Knittelvers mit vier Hebungen und einem Paarreim, gelingt es Goethe, Kindern und Erwachsenen zu zeigen, wie ein abgelaufenes und abgefallenes Hufeisen zum dinglichen Unterpfand eines Wohlbehagens gemacht wird, das sich im Genuss saftiger Kirschen konkretisiert.

In dieser weltlichen Legende ganz im Diesseits beheimatet, tritt an die Stelle göttlicher Gnade und Vorsehung das eigen rechtzeitige Tun, das den günstigen Zufall erspürt, ergreift, verwandelt.

Weshalb zögern wir noch, dieses Gedicht auswendig zu lernen?